

Von schweizerischer Literatur

Autor(en): **A.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

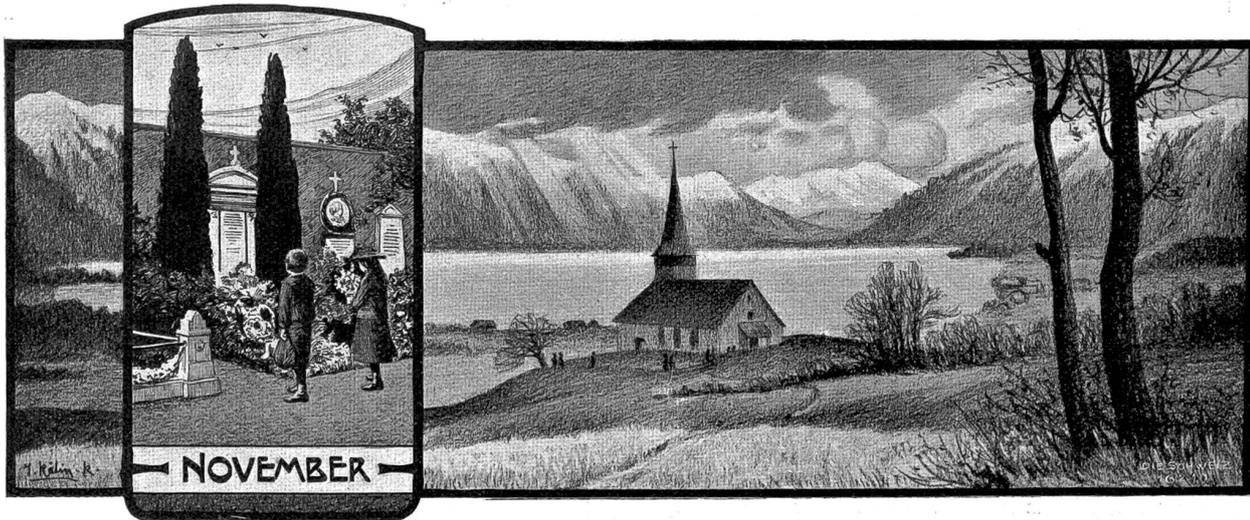
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Schweizerischer Literatur.

II (Schauspiel).

Unsere diesmalige Betrachtung neuer literarischer Erzeugnisse wendet sich dem dramatischen Gebiete zu, und zwar haben wir zunächst von einigen Schauspielen in schriftdeutscher Fassung zu sprechen und daran anschließend noch einige mundartliche Stücke zu erwähnen. Wollen wir die Ehre der Eröffnung unserer Uebersicht dem unbestreitbar besten der zu nennenden Werke zuteil werden lassen, so müssen wir mit einer kurzen Würdigung des Spieles von Dr. Heinrich David „Herzogin Yolante und die Bande vom tollen Leben“*) beginnen. Auf dieses mit ausgezeichneten historischen Studien und kulturgeschichtlichen Kenntnissen verfaßte Schauspiel, das uns ein dramatisch lebensvoll bewegtes Bild aus dem Zeitalter der Burgunderkriege in farbenfreudigen Szenenfolgen entrollt, in erster Linie hinzuweisen, ist umso mehr angebracht, weil wir es, von seiner tüchtigen Bühnenwirksamkeit völlig überzeugt, auch wirklich zu einem halbigen Aufführungsversuche an einer unserer bessern Schweizerbühnen angelegentlichst empfehlen möchten. So wollen wir denn auch hier von der flott verlaufenden und in knappen Zügen entwickelten Handlung nicht vorgreifend schon allzubiel verraten. Nur das sei lobend hervorgehoben, daß an regem Leben und Treiben, wie es der damaligen, vielbewegten Zeit glücklich entspricht, in dem Stücke kein Mangel ist. Eine kurze, gewandt aufgebaute Expositionsszene, die zur Fastnachtszeit des Jahres 1477 auf dem Luzerner Kornmarke sich abspielt, macht uns geschickt mit den eigentlichen Hauptgestalten der Handlung bekannt und führt uns auch gleich in medias res der sich nunmehr vor unsern Augen ereignenden historischen Begebenheiten. Schon hier und in den ersten Szenen des zweiten Aktes sind die wichtigsten Figuren und Typen des Stückes, so vor allem die beiden Prachtsterle Klaus Wolleb und Heini Hasfurter, sodann ihre Gegenspieler Herzogin Yolante und ihr Kanzler, Anton von Orly, die beiden Vertreter jugendlicher Lebensfreudigkeit, Bona von Villar und Odo von Riverol, und der Repräsentant des weisen, gemäßigten Alters, Schultheiß Praroman von Freiburg, so lebensvoll und bezeichnend uns vor Augen gestellt, daß wir bereits über die Natur ihres Wesens und die daraus sich ergebenden Handlungsäußerungen völlig ins Klare kommen können. In einer Reihe buntgestalteter, wirkungsvoller Szenen wickelt sich dann die Haupthandlung des Stückes, der Kriegszug der Bande vom tollen Leben gegen die Herzogin von Savoyen ab, die durch einen kühnen Handstreich in die Gewalt ihrer Gegner fällt und sich wohl oder übel glücklich mit ihnen ver-

ständigend muß. Dieser friedlich-versöhnliche Ausgang, wie ihn ja wohl die historischen Umstände erforderten, ist vielleicht doch etwas mitschuldig daran, daß die anfänglich so wirksame Spannung und künstlerische Steigerung des Interesses und der Begebenheiten nicht auch bis zum Abschlusse des Spieles auf der gleichen Höhe erhalten werden konnte. Um diese Haupthandlung, um die sich alle Einzelheiten des dramatischen Bildes drehen, rankt sich als anmutig ausschmückende Episode der Liebeshandel zwischen Bona von Villar und Heini Hasfurter, der, in manchen Einzelzügen feinsinnig durchgeführt, von gewissen Anklängen an bekannte Motive und Muster doch nicht völlig freizusprechen ist. Immerhin ist es dem Verfasser unseres Stückes vollauf gelungen, die bewegte, ereignisreiche Zeit der Epoche der Burgunderkriege und ihrer Nachspiele in einem farbenprächtigen flotten Spiele zu gestalten und damit unserer, an guten und mit Erfolg darstellbaren Werken nicht eben allzureichen schweizerischen Volksbühne einen neuen willkommenen Beitrag zu spenden, der hoffentlich bald den Weg auf die Bretter finden und mit der verdienten Anerkennung und Dankbarkeit begrüßt werden wird!

Eine weitere, nicht unansehnliche Leistung auf dem Gebiete des nationalen Schauspieles haben wir mit der jüngsten Schöpfung von Adrian von Arg, seinem romantischen Stücke „Die Ragenburger“*) zu verzeichnen. In schlicht gewählter, volkstümlich einfacher, manchmal fast etwas knittelversartiger Sprache wird hier ein amüsanter Motiv auf dem geschichtlichen Hintergrunde einer Stadtbelagerung zu einem dramatisierten Vorgange verarbeitet. Zu dem Eifersuchtskonflikt zwischen dem stolzen und selbstgerechten Ratschreiber und dem lebensfrohen, aufrichtigen und standhaften Spielmann Konrad um die Liebe der schönen Schultheisentochter Künigolt gibt die eben nicht allzu ernsthaft betriebene, durch allerlei mehr oder minder triftige Gründe unterbrochene Belagerung der Ragenburger durch ihre Feinde eine wirksame und entsprechende Folie ab. Das ganze, mit vollster Berechtigung die Bezeichnung „romantisch“ tragende Schauspiel macht den Eindruck eines geschickt aufgebauten, auf tüchtiger Kenntnis mittelalterlicher Sitten und Anschauungen gegründeten Schauspieles und kann, so verstanden und mit einer gewissen graziosen Leichtigkeit wiedergegeben, auch eine ganz erfreuliche Wirkung tun. Allzu ernsthaft oder gar als hohe Manifestation der tragischen Muse darf das Stück freilich nicht genommen werden, wenn es auch andererseits — und das sei besonders rühmend hervorgehoben —

*) Ein dramatisches Bild aus der Zeit der Burgunderkriege. Frauenfeld, Verlag von Huber & Co. 1906.

*) Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Aarau, Druck und Verlag von S. R. Sauerländer & Co., 1907.

weit über dem Niveau der gewöhnlichen Posse oder mit historischen Bekleidungen sich verbrämenden Schwankliteratur steht. Für nicht allzuweit gehende Ansprüche kleinerer Volks- oder größerer Liebhaber Bühnen hat der Verfasser hier ein dankbares, ohne große Schwierigkeiten darzustellendes Werklein geboten.

Nur die Neuauflage eines bereits durch Aufführungen aus früheren Jahren vorteilhaft bekannten Bühnenwerkes ist dann das von Jb. Hunziker verfasste historische Schauspiel: „Die Mordnacht zu Brugg“^{*)}, dessen Gesangseinlagen und zugehörige Klavierbegleitung von F. Speidel vertont worden sind. Der gleiche Autor hat auch noch die beiden Stücke „Die Hochzeit auf Toggenburg“, Schauspiel, und das Trauerspiel „Diethelm von Toggenburg“ verfasst, die seinerzeit von einem berufenen Beurteiler, J. B. Widmann, im Sonntagsblatt des „Bund“ eine sehr warme und teilnehmende Kritik erfuhren und hier deshalb vielleicht gleich in Erinnerung gebracht werden dürfen. Auch die „Brugger Mordnacht“ erhebt nicht den Anspruch, ein historisches Drama höhern Stils, ein Werk von kunstvollem technischem Aufbau, scharfsinniger psychologischer Charakterentwicklung und ähnlichen großen Kunstmitteln zu sein; aber es beleuchtet bei einer einfachen und klaren Darstellung der Charaktere und Ereignisse die Höhen und Tiefen der Menschenseele und ihrer Willensäußerungen mit lebhaften Streiflichtern. So ist es in seiner leichtfaßlichen, allgemeinverständlichen Form, ausgehend von tüchtigen und gefunden Grundrissen und Anschauungen, ein für die Aufführungen der Volksbühne zugunsten der Jugend und überhaupt der von Idealen begeisterten gebildeten Kreise sehr empfehlenswertes, anregendes und durchdringendes Stück, zu dessen unzweifelhaftem Erfolg sicher auch die ungekünstelte Sprache des Dialoges und die geschickt eingefügten musikalischen Beilagen in Form von Sologebängen oder Chorkliedern noch das Ihrige beitragen werden.

Eine durchaus eigenartige, schon mehr die Wertung höherer Kunstbetätigung verdienende Schöpfung ist dann Otto Hinnerks Schauspiel „Cyprian“^{**}). Wir haben von dem gleichen Dichter schon früher ein tüchtiges und wohl gelungenes Lustspiel „Graf Ehrenfried“ (1903) und einen Band zum Teil recht bemerkenswerter „Gedichte“ (1906) als Proben und Berechtigungsausweise seines künstlerischen Schaffens vorgelegt erhalten. Mit seiner Kunst und seltenem Geschick hat Hinnerk es verstanden, in seinem „Cyprian“ ein einfaches, merkwürdiges Motiv dankbar und dramatisch äußerst wirksam zu gestalten. Dabei hat auch der leitende Hauptgedanke des Stückes „Alles um Wahrheit, nichts um des schönen Scheines willen“, in der Figur des Titelhelden klar verkörpert, volle Gelegenheit, zu einem einleuchtenden, aber völlig ungewungenen Ausdruck zu gelangen. Dem jedenfalls sehr Bühnenfähigen Schauspiel liegt die Idee zugrunde, daß ein schlichter wandernder Schneidergeselle, der freilich in seinen Träumen manchmal ein hohes Ziel vor sich sieht, durch eine eigenartige Verkettung der Umstände — er gleicht in seinem ganzen Wesen Prinz Florizel, dem eben verschollenen Erben eines Königs-thrones — dazu geführt wird, zum Troste des unglücklichen Vaters die Rolle des verlorenen Königssohnes zu übernehmen, und infolge seiner Wahrheitsliebe spielt er diese nicht nur, sondern er führt die sich ihm aufdrängenden Aufgaben in seltener Entfaltung seiner eingeborenen Gaben so glücklich durch, daß er schließlich wirklich das Höchste erreicht, zum Dank für seine Verdienste zum Ritter geschlagen und mit der Hand einer Prinzessin als künftiger Thronerbe beglückt wird. Und doch erringt er alle diese Erfolge — und das ist das seltsam Schöne und Poetisch-Feinsinnige am ganzen Verlaufe des Stückes — nicht in Maske und Hülle, sondern gerade dadurch, daß er jederzeit bereit ist, sich ehrlich als das zu geben, was er von Ge-

burt und Stand eigentlich ist. Es ist ein feiner dichterischer Zug, daß er in einem unbewachten Augenblick schnell nach Schneiderart einen Riß seines Prinzenmantels ausbessern muß, von der alten Berufsgewohnheit überwältigt, weil „der schöne Stoff ihn reut“, ehe er zu einem ernststen Zweikampf mit seinem Gegner geht. Welch eine liebenswürdige und liebenswerte Gestalt hat uns der Dichter hier geschaffen! Im Menschenleben freilich werden wir ihr nur in den seltensten Fällen begegnen; aber als Held poetischer Phantasiegestaltung ist es eine prächtige Figur, deren Handeln und Reden wir herzlich lieb gewinnen werden. Mit großer Kunst hat Hinnerk in seinem Stück das Königsproblem und das Demetriusmotiv zwar ernst, aber nicht allzu tragisch behandelt und ihm zur Abwechslung einmal in heitern, anmutigen Formen eine ansprechende Gestaltung angebeihen lassen. Wir empfehlen speziell der Regie unserer Schweizer Bühnen, aber auch dem Leser, der sich die dramatisch bewegten Bilder nur auf dem Hintergrund seiner stillen Stube hervorzuzaubern gewohnt ist, die Lektüre des in jeder Beziehung wohl gelungenen Werkes. Als Proben auch der sprachlichen Schönheiten und der vornehmen, maßvollen Art, mit der Hinnerk ohne Phrasengepolter seine Personen charakteristisch und bedeutungsvoll sich äußern läßt, mögen etwa folgende Stellen hier angeführt sein, die auch ohne Kenntnis des nähern Zusammenhanges leicht verständlich sind und ihre gute Wirkung nicht einbüßen. Cyprian, „der Held des Bügeleisenfelds und Nabelspeers“, ist freilich auch zu der Erkenntnis gelangt:

„Wirf ab die Scheu, wirf ab Bescheidenheit:

Es gilt in dieser Welt nicht nur zu sein,
Nein, auch zu scheinen!“

Aber gerade der Umstand, daß er diese herbe Einsicht seinem Wesen nach nicht in die Tat umzusetzen vermag, gewinnt ihm die Achtung und Liebe Prinzessin Coelias, die ihm endlich ihre Neigung schenkt. Es bedrückt ihn doch allzusehr:

„Stets als sein Schatten, niemals selber gelten?

Ach, stets aufs neue diese bange Frage,
Was ich denn ohne Florizel wohl wäre,
Die Frage, was ich selber bin . . .“

Und weiter klagt er:

„So weiß ich niemals mehr: spricht Cyprian,
Mein wahres Ich, aus mir, spricht Florizel,
Mein Vorbild, jetzt. Dies plagt mich allzusehr,
Und wenn ich selbst mir nicht zerfallen will,
So liegt in einem Einzigen die Rettung:
Ich will nur Cyprian sein und nichts als er,
Der Tote sei vergessen!“

Und sein eigenes Wesen im Gegensatz zu dem der „Großen der Erde“ schildert Cyprian im Gespräche mit Rosanie mit folgenden schönen Worten:

Cyprian: „Ein jeder sucht
Den eignen Vorteil, unbesorgt um andre.
Und ich, ich bleibe stets der Schneiderburisch.“

Rosanie: Es scheint fast.

C. Wie? Ich kann mich so nicht spreizen.
Bescheidenheit ist mir Natur, und wenn
Ich schon gelernt, was ich im Herzen fühle,
Unter der Maske einer glatten Ruhe
Notdürftig zu verbergen, niemals werde
Wie Fidel ich und wie Fürst Muriel
Gleichgültig und erhaben über Glück
Der Vielen schreiten, nur auf mich bedacht.
Das ist die Schwäche des Plebejerblutes!“

Und zu der ihn verlachenden Coelia gewendet sagt er einmal:

„Es braucht des Spottes nicht; ich hab' es satt,
Nur als ein äußres Ebenbild zu gelten!
Wenn ihr mich mit der Nadel überraschet,
Ob länger Prinz, ob einmal nur noch Schneider,
Dies hört, Prinzessin, niemals werde ich
Verleugnen, wer ich bin! Ich bleibe stets

^{*)} Schauspiel mit Bildern. Dritte Auflage. Aarau, Verlag von Emil Witz, 1907.

^{**}) Schauspiel in fünf Akten. Zürich und Berlin, Verlag von Arnold Bopp, 1907.

Der gleiche Mensch auch in dem Prinzenmantel

..... Und vor allem will ich
Nur Cyprian sein und keines Schatten mehr.
Neßt mich an keinem andern als an mir,
So habt Ihr meinen Dank.“

So darf denn Cyprian, dem alles gelungen ist, der aber im letzten Moment ebenso willig bereit ist, alles um der Wahrheit seines eigentlichen Wesens willen wieder aufzuopfern, von dem Rosanie einmal geringschätzig meinte:

„Im Grunde ist er gänzlich ohne Herz,
Heroisch-kühl. Er nimmt, was er bekommt,
Und was ihm nicht wird, macht ihm keinen Kummer“
endlich doch als der durch Ehrlichkeit gegen sich selbst und andere endgültig Siegreiche auf eine erfreuliche Wendung seines zukünftigen Schicksals hinblickend mit Stolz betonen:

„Es galt mir selbst die Probe,
Und ich bestand sie“ —

und er darf ruhig und ohne Gewissensbisse über sein bisheriges Tun als Quintessenz seiner Lebenserfahrungen die weise Mahnung hinzusetzen:

„Wer ein Mann ist, hält
Mit starker Faust des Glückes Gaben fest.“

Eine wohlthuende, heitere Zufriedenheit leuchtet am Schlusse des Ganzen wie eine milde Abendsonne über dem Schauplatz vergangener, stürmischer Naturereignisse. Der König freut sich, sein Erbe in die Hände eines würdigen Nachfolgers legen zu können, und spricht es lobend aus, was er am meisten an Cyprian bewundert und geschätzt hat:

„An Florizel gemessen jeder Zeit,
Bracht er Zustand, doch Cyprian zu sein,
Er selbst in allem“

und erntet für dieses Wort „von mehr als Narrenweisheit“ die Anerkennung seines Hofnarren. Die arme verlassene Rosanie, eigentlich die Urheberin von Cyprians Glück und Erfolg, die ihm die Wege geebnet und ihn liebevoll begleitet hat, aber freilich eine ganz andere als ihm wesensverwandte Natur ist, zieht sich traurig resigniert in ein anderes Land zu neuem Lebenskampfe zurück, und der Narr epilogisiert schließendlich:

„Mir gehts wie Euch, fand alle diese Zeit
Melancholie nicht mehr die rechte Ruh,
Ihr schwarzes Spinnweb-Schleiertuch zu spannen,
Nun alle jubeln, fühl' ich, kommt mir Weinen,
Ein rechter Scherz muß stets durch Tränen scheinen!“

und damit ist das glücklich ausgehende Schicksal unseres Helben und dessen szenische Darstellung auch offiziell vom Dichter mit der Krone eines fröhlichen, heiter gegebenen und heiter aufzufassenden Scherzspiels bedacht worden!

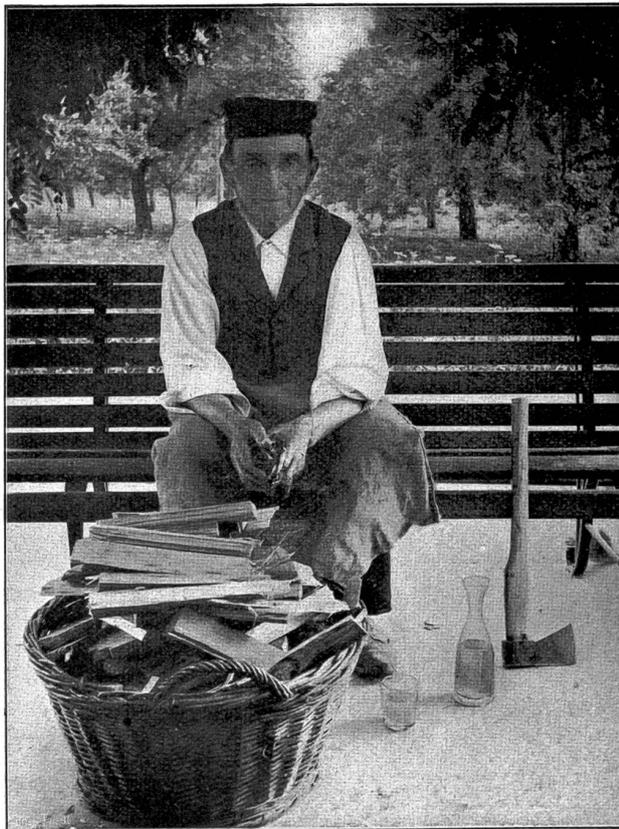
Ein ebenso eigenartiges und nicht weniger selbständiges Talent tritt uns in dem fast nur allzu feingearbete-ten Stücke eines jungen einheimischen Schriftstellers, in „Schattens Schatten“, einer symbolisch-närrischen Tragödie*) von Paul Hugo Luz entgegen. Des jugendlichen Zürchers Erstlingswerk, die Trilogie „Luzifer oder das Ringen der Menschen“ (1906), die in ihren drei Teilen „Adam“, „Kain“ und „Jesus“ ein uraltes Menschheitsproblem in vielversprechender und bedeutamer Weise behandelte, hat an dieser Stelle bereits eine eingehende kritische Würdigung erfahren. Was der dramatische Erstling von damals versprach, hat das vorliegende Werk an anerkanntswerten Fortschritten innern Ausreifens und äußerer Technik zum Teil bereits geleistet. Es macht sich trotz dem schon im Titel betonten Symbolismus des Ganzen, der freilich da und dort noch mit allzu despotischer Willkür seine Alleinherrschaft behaupten möchte, doch schon eine recht erfreuliche Wendung zu einem abgeklärten, gefunden, frischern und natürlicheren

Realismus in Auffassung und Darstellung des zu behandelnden Stoffes bemerkbar. Wir begrüßen den poetisch vielbegabten, entschieden dramatisch talentierten Schriftsteller, der sich inzwischen auch als Lyriker vorzüglich auf dem reich besetzten Parnas der Jung-Schweiz eingeführt hat, zu dieser weitem Probe seines guten Willens, ernstern Schaffens, und es wird nicht mehr allzulange dauern, so dürfen wir auch getroßt sagen treffsichern Könnens und gelungenen Wirkens. Jeder junge Most muß gären, damit ein klarer, feiner Alterswein daraus werde. Gärung verspüren wir auch in dem zweiten Stücke noch genug; aber es beginnt sich auch manches schon hoffnungsvoll abzuklären und tüchtig zu läutern. (Schluß folgt).

Die goldene Schüssel von Zürich.

Mit acht Abbildungen.

Bei Gelegenheit der Bahnbauten zwischen Zürich und Altstetten wurde letzten Winter ein wertvoller kulturhistorischer Fund aus der Zeit der frühesten Besiedelung unseres Landes gemacht. Ein Arbeiter namens Harri stieß beim Erdaushub auf eine graue Masse, die er anfänglich für einen Stein hielt und deshalb mit dem Pickel bearbeitete. Da aber zerbrach der vermeintliche Stein, und es kam ein prächtiges, glänzendes Gefäß zum Vorschein. Die Schale war außerordentlich gut erhalten und hatte lediglich durch den Pickelschlag ein fingerhutgroßes Loch weg bekommen, das jedoch in der Folge wieder repariert werden konnte. Der Fund ging in den Besitz der Bundesbahnen über, die ihn ihrerseits dem Landesmuseum abtraten, wo er gegenwärtig in der Schatzkammer aufbewahrt wird und eines der wertvollsten Stücke bildet. Unser Altertumsforscher, Dr. J. Heierli, hat den Fund gründlich untersucht und veröffentlicht seine Forschungsergebnisse im Anzeiger



Dr. Jakob Meßli, der bekannte Zürcher Landwirt und Pfahlbautenentdecker und -forscher in Meggen, geb. 18. August 1826.

*) Dresden, Verlag von Richard Lindt.